

Der durstige Krieg

Ein Gespräch in Paraguay mit dem Chaco-Veteranen Bernhard Fischer / Von Christian Kracht

Der Chaco-Krieg war eine heute in Europa längst vergessene militärische Auseinandersetzung zwischen Bolivien und Paraguay um den nördlichen Teil des Gran Chaco zwischen 1932 und 1935.

Bolivien erhob seit Mitte des 19. Jahrhunderts Ansprüche auf das menschenleere Gebiet. Beide Seiten hatten in den Jahrzehnten vor dem Krieg damit begonnen, die schwer zugängliche Steppenlandschaft zu durchdringen und dort Stützpunkte zu bauen. Es wurden große Erdölvorkommen in dem Gebiet vermutet, und da Bolivien nun zusammen mit der amerikanischen Standard Oil begann, Probebohrungen durchzuführen - Paraguay hatte seinerseits Ölkonzessionen an die British Petroleum vergeben -, brach nach einer Vielzahl von Grenzzwischenfällen und Scharmützeln 1932 der offene Krieg aus, der von beiden Seiten hinterhältig, blutig und unter großen Opfern geführt wurde.

Im Grabenkampf in der Steppe wurde zum letzten Mal das veraltete Arsenal des Ersten Weltkriegs eingesetzt; feste Maschinengewehre, Handgranaten und Flammenwerfer sowie Doppeldecker, aus europäischen Waffenschmieden geliefert. In den Kämpfen konnten sich die Paraguayer gegen die zahlenmäßig überlegenen Bolivianer durchsetzen und bekamen bei Kriegsende den größten Teil des umstrittenen Gebietes zugesprochen. Bolivien verlor hierbei fast 200 000 Quadratkilometer seines Territoriums. Paraguay verdoppelte zwar sein Staatsgebiet, konnte die bolivianischen Ölfelder am Fuß der Anden bei Camiri allerdings nicht mehr erobern. 50 000 Paraguayer und etwa 60 000 Bolivianer verloren ihr Leben.

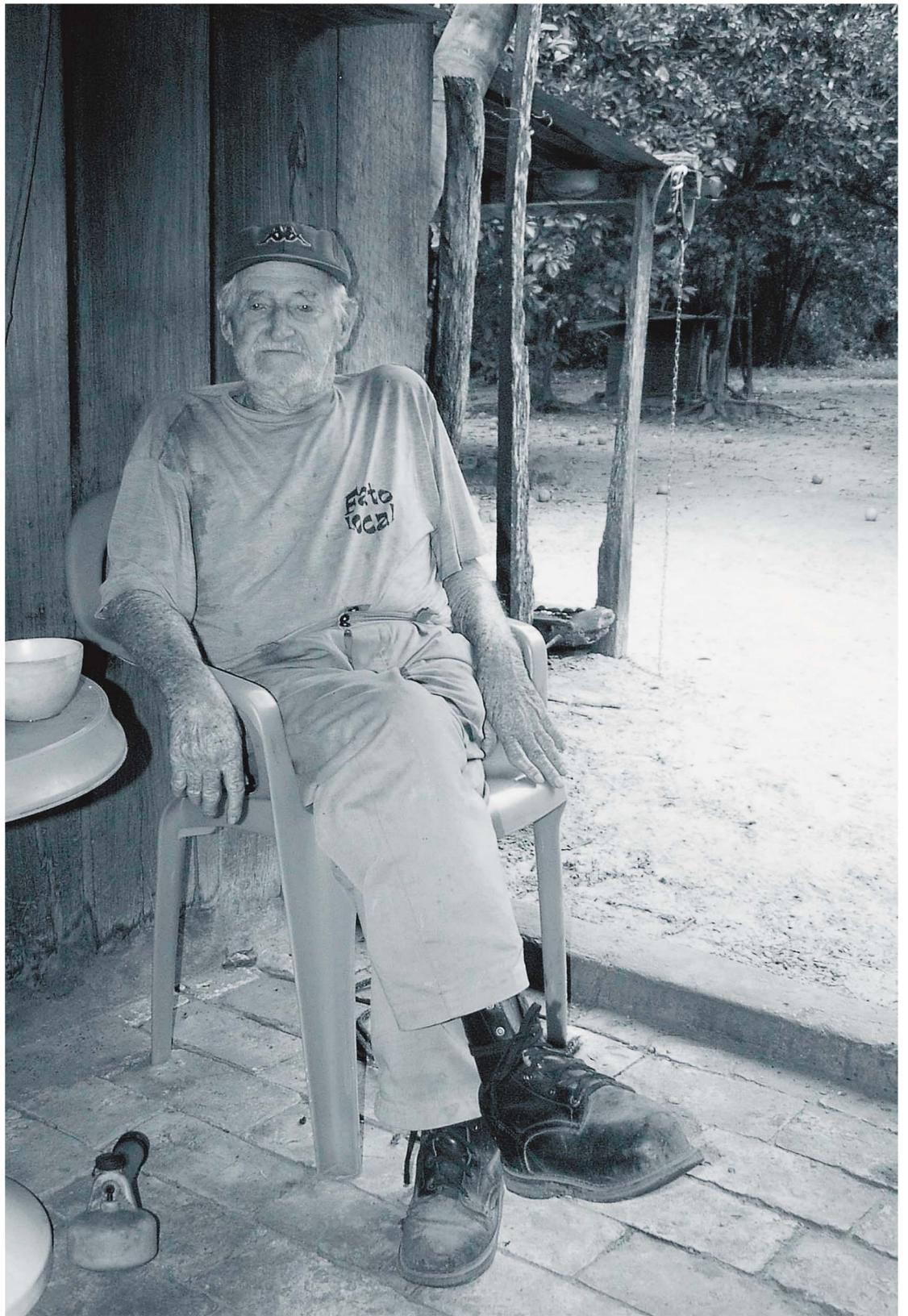
Als ich mich zum Trinken hinabbeugte, flog eine Kugel heran und berührte meine Haare, ganz heiß war es.

Bernhard Fischer ist vierundachtzig Jahre alt. Obwohl er Deutschland nie gesehen hat, spricht er außer dem einheimischen Guarani das sächsisch gefärbte Deutsch seiner Vorfahren. Er sitzt mit seiner Frau Magdalena Fischer vor seinem Bauernhaus am Nordrand von Tacarütü, einer hügeligen Siedlung acht Kilometer von Nueva Germania, Paraguay, entfernt. Die wenigen Hühner der Fischers scharren im Sand vor ihren Füßen. Bernhard Fischer war zwei Jahre lang Gefreiter im Krieg gegen Bolivien, von 1933 bis 1935.

Herr Fischer, was war das schlimmste am Chaco-Krieg?
Ja, das war der Durst. Er wurde ja auch später „Der durstige Krieg“ genannt. Es kam kein Wasser an die Front. Die Schienen, die uns nach vorne gebracht haben, die hörten vielleicht 160 Kilometer südlich von uns auf. Es gab dort oben ja auch keine Straßen, es war nur Busch und Steppe. Wir haben Kakteen abgeschnitten und ausgegaut, auch eine runde Wurzel ausgegraben, dann gab es die nicht mehr, dann haben wir vorne in unsere Feldflaschen gepinkelt und das ausgetrunken.

Wie waren Sie ausgerüstet?

Wir bekamen einen Karabiner und eine Woldecke, die wurde um die Schulter getragen, und einen Munitionsgürtel, der wurde über die andere Schulter gehängt, über der Brust gekreuzt - hier, so. Ich war ein halbes Jahr am schweren Maschinengewehr. Wir hatten die Samu-ú - die Flaschenbäume - ausgehöhlt, dort saßen wir drin, das waren unsere erhöhten Maschinengewehrnerster, zwei Meter über dem Chaco, da konnten wir alles sehen. Wir hatten eine Feldflasche und einen Tornister für das Essen. Essen gab es ja genug, nur zu trinken nicht. Wir konnten doch jagen mit der Mauser. Die Front war viele hundert Kilometer von Asunción entfernt, dort, wo der Chaco in die bolivianischen Anden übergeht. Ich erinnere mich, einmal habe ich Vögel gesehen, die weit weg am Horizont kreisten - da habe ich zu meinem Offizier gesagt: Dort wo die Vögel sind, da



Der deutschstämmige Veteran Bernhard Fischer vor seinem Holzhaus im Urwald bei Nueva Germania

Foto David Woodard

gibt es Wasser. Wir sind also einen Tag lang himmarschiert, und tatsächlich war dort ein kleines, schlammiges Wasserloch. Wir haben alles vollgemacht, was wir hatten, alle Feldflaschen, Schweineblasen, Eimer - die haben wir dann auf Brettern zurückgetragen zu den Männern, aber zwei Tage später war es aus, und wir hatten wieder einen schrecklichen Durst.

Verwundet wurden Sie nie.

Nein, ich hatte ja das Amulett. Viele sind gefallen, so viele, aber mir ist nie was passiert. Ein Schuß ist mir durch den Ärmel der Uniform gekommen, da wieder raus, sehen Sie. Einmal, gegen Ende des Krieges, da habe ich mich zum Trinken herabbeugt, da war ein Flußlauf mit wenig Wasser, dorthin hatten wir die Bolivianer gejagt, sie dann umzingelt und reingedrückt in den Flußlauf, die sind die Böschung hinabgefallen, und wir haben sie von oben erschossen. Der Fluß kam von oben, von den Anden her. Da habe ich mich zum Trinken hinabbeugt, eine Kugel kam geflogen und hat meine Haare berührt, hier oben habe ich sie gefühlt, ganz heiß war es. Hätte ich mich nicht gebeugt in dem Augenblick, sie hätte mich ins Gesicht getroffen.

Dank dem Amulett.

Das war doch nur ein Aberglaube. Der Herrgott hat mich beschützt.

Bitte erzählen Sie davon.

Ich trug es Tag und Nacht um den Hals, ich und meine zwei Brüder, die mit mir in den Krieg gingen, die hatten auch je eines. Es war ein kleiner zusammengefalteter Zettel in einer kleinen Dose, die hier um den Hals hing, so. Auf dem Zettel stand - ich krieg' es nicht mehr zusammen -, möge

Wir haben jedem Jungen an der Front, der Deutsch sprechen konnte, ein Amulett wie unseres gemacht.

Gott uns beschützen, wer dieses trägt, der wird keine Kugel treffen, oder so ähnlich. Wir haben dann jedem Jungen an der Front, der Deutsch sprechen konnte, auch so ein Amulett gemacht, wir haben einfach die Worte abgeschrieben und es denen um den Hals getan. Meine Brüder wurden ebenfalls nicht verwundet. Einmal waren wir auf einer Sandstraße, das war wohl schon auf bolivianischem Gebiet, man konnte die Berge von dort aus sehen, wie sie hinaufgingen, so hoch hinauf - da waren die Bolivianer auf der

Flucht und hatten ihre Töten und Verwundeten zurückgelassen. Links und rechts der Piste lagen sie, ganz wie weggeworfene Holzschelte, und einer der Verwundeten, es war ein junger bolivianischer Bursche, ganz blond, der sprach Deutsch und sagte immer nur: „Ich habe solchen Durst. Gebt mir Wasser.“ Aber ich konnte ihm doch kein Wasser geben, es war der Feind, und wir hatten selber kein Wasser. Er ist dann vor unseren Augen gestorben. Viel später hat meine Mutter sich eines der Amulette um den Hals gehängt, sie ist weit über hundert Jahre alt geworden, bis ins Grab hat sie es getragen.

Aber Ihre Mutter war nicht im Krieg?

Doch, doch, sie war im letzten Kriegsjahr Sanitäterin, als es nur noch Verwundete gab, jeden Tag, ganze Züge voll kamen zurück in die Hauptstadt. Sie hat in Asunción in einem Militärspital gearbeitet, Soldaten vernäht, amputiert, dies und jenes. Unsere Nachbarn haben nicht an das Amulett geglaubt, sie haben gesagt, wir sollen es einem Hund umhängen, dann würden sie auf ihn schießen, mal sehen, ob es was taugt.

Was wurde mit den Gefangenen gemacht?

Die Bolivianer haben die Unsrigen immer gut behandelt. Es gab zu es-

sen, sie wurden versorgt. Aber wir haben uns ihnen gegenüber nicht gut verhalten. Die verwundeten Gefangenen wurden nach Asunción gebracht und dort in ein sehr schlechtes Spital gelegt, wo es nur wenige Ärzte gab und viele gestorben sind. Die Gefangenen, die laufen konnten, wurden durch Asunción getrieben, die Zivilbevölkerung hat sie bespuckt und mit Steinen beworfen und mit Eisenstangen geschlagen. Es war überall Blut in den Straßen, da habe ich mich geschämt, Paraguayer zu sein, das war später.

Nachdem es zu Ende war.

Ja, wir haben vom Ende erst ein paar Tage später erfahren. Die Nachricht mußte doch aus Asunción kommen, da gab es keine Telegrafmasten oder eine Funkverbindung zu uns. Die ganzen Befehle kamen immer ein paar Tage später bei uns im Norden an, Fahrer haben die Depeschen an die Front gebracht. Wir haben also weitergekämpft, obwohl der Krieg längst aus war. Und dann haben es endlich alle mitbekommen, und wir sind hinüber zu den Bolivianern, und sie sind herüber zu uns, und wir haben uns gegenseitig umarmt und geweint. Was vorbei ist, ist vorbei.

Christian Kracht ist Schriftsteller und Herausgeber des Literaturmagazins „Der Freund“.

Melissa Bank
Dinge,
die Frauen
aus Liebe
tun



Roman

Diana Verlag

Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz
432 Seiten | gebunden mit Schutzumschlag
€ 19,90 | ISBN 3-453-29013-5

Mit leiser Ironie und dem genauen Blick für Details erzählt Melissa Bank die Geschichte einer jungen Frau in New York, die auf der Suche nach der großen Liebe und ihrem Platz im Leben ist.

Diana Verlag

Melissa Bank liest:

19.-21.10. Frankfurt, Buchmesse

21.10. Göttingen, Altes Rathaus

24.10. Köln, Mayersche Buchhandlung

25.10. München, Literaturhaus

26.10. Hamburg, Thalia Buchhaus

Die deutschen Passagen liest Nina Petri

»Wunderschön und komisch, traurig und wahr.«
The New York Times



© Esther Haase